

# Erzgebirgische Heimatblätter

Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 27. — Sonntag, den 29. Juni 1930.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243.

## Saltet die alten Bergmannsbräuche in Ehren!

Zum Bergfest in Ehrenfriedersdorf.

Es war ein prächtiger Beschluß der Bergknappschaften, als sie sich einig wurden, nunmehr in jedem Jahr im oberen Erzgebirge einen großen Tag der uniformierten Bergleute abzuhalten, und zwar abwechselnd in den verschiedenen in Frage kommenden Gemeinden. Das ideale Ziel, dadurch die Erinnerung an den einst so blühend gewesenen Bergbau unserer Gebirgsheimat wachzuhalten, wird sicher in weitesten Kreisen der Bevölkerung lebhaften Beifall und rege Unterstützung finden. Ja, so sehr auch unsere Zeit sich gewandelt hat, die Verbindung mit dem Alten aufrecht zu erhalten, ist immer schön und wertvoll. Das erste dieser Bergfeste wurde nun, wie schon berichtet, am vergangenen Sonntag in Ehrenfriedersdorf abgehalten und zeigte sofort, wie jener Frohnauer Beschluß überall mit großer Freude im Volke aufgenommen wird. Es war ein echter, rechter Bergmannstag, in dessen Zeichen die alte Bergstadt stand. Bergleute aller Chargen zogen in den bekannten Bergmannsuniformen auf, überall lebhaft begrüßt von der Einwohnerschaft, von deren Häusern auch Fahnengrüße denen entgegenwehten, die in ihren Trachten vergangener Zeiten Ehrenfriedersdorf daran erinnerten, wie es dereinst im Zeichen von Hammer und Schlegel gestanden hat. Von allen Himmelsrichtungen her kamen die Bergleute herbei und auch die Landsmannschaft der Ehrenfriedersdorfer in Chemnitz nahm die Gelegenheit wahr, zum Bergfest zur einstigen Bergstadt zu ziehen. Zunächst im Ratskeller die Tagung der Knapp- und Bruderschaften, unterdessen eine Ehrenabteilung der Ehrenfriedersdorfer Berggrab-Bruderschaft von 1571 auf dem Bahnhof die Eintreffenden begrüßte und zur Stadt brachte.

Ein prächtiges buntes Bild zeigte dann die große Verbandsversammlung, der Revierstag. Ihm entbot der Verbandsvorsitzende Kunis den altgebirgischen Glückauf-Gruß und konnte ihn vielen Vertretern der Knapp- und Bruderschaften zurufen. Mit Freuden stellte der Vorsitzende fest, wie alte bergmännische Sitten wieder ringsum aufleben und zu Ehren kommen. Lebhaft wurde es begrüßt, daß man die noch abseits stehenden Knapp- und Bruderschaft ebenfalls heranziehen wolle. Die zweitälteste Bruderschaft im Bezirk ist diejenige von Buchholz, weitere Zünfte der Bergmannszeit befinden sich in Bärenstein, Grumbach u. a. Ueber die Ziele des Verbandes sprach anfeuernd der Schriftwart der Bruderschaft Ehrenfriedersdorf,

Martin Winkler, der unter Beifall betonte, wie auch dieser Verband in der Hauptsache und letzten Endes dem Heimatgedanken diene. Herr Friedrich Voigt-Buchholz wird künftig über den Zweck des Verbandes allenthalben Vorträge halten.

An die Versammlung schloß sich dann nachmittags ein glänzender Bergaufzug, nachdem man das Zechengebiet am „Sauberg“ rege besichtigt hatte. Auch ein Marktkonzert trug zur Belebung des Tages bei. Bei dem Bergaufzug wurde die Marienberger Revierbergfahne feierlich aus dem Stadthaus eingeholt. Kapelle, Hüttenjungen zc. nahmen daran teil; dann das bunte Trachtenbild der Steiger, Obersteiger, des Bergdirektors, der Giftbrenner, Schmelzer, Bergschmiede, Häuer und Knappen. Eine Knapp- und Bruderschaft nach der anderen zog vorüber, der Generische Bergwerksverein kam mit der Fahne, ein Festwagen „Die letzte Schicht“ und dann die Chemnitzer Landsmannschaft der Ehrenfriedersdorfer.

Auf dem Festplatz sprach zündend und markig angelehnt der zahlreich Versammelten Bürgermeister Dr. Dr. Köffler. Er brachte den Gruß der Stadt dar und sprach, begeistert von der Zeit der einstigen Bergleute, von den köstlichen Erinnerungen, die an diesem Bergmannstage vorüberzogen. Daran schloß sich der Gruß des Verbandsvorsitzenden Kunis, der das Bergfest in Ehrenfriedersdorf als Markstein in der Heimatgeschichte bezeichnete, während Obersteiger Lieberwirth der

Versuche gedachte, den Bergbau hier wieder aufleben zu lassen.

Auf dem Festplatz entwickelte sich sodann ein ungemein lebhaftes Treiben.

Von dem Fest bringen wir beistehend zwei interessante Aufnahmen, die unsere beistehenden Betrachtungen in wertvoller Weise ergänzen. Die eine derselben zeigt einen Teil des großen Bergaufzuges; hier sieht man die schmucke Bergmannskapelle in ihren historischen Uniformen, die ja den meisten Gebirglern längst vertraut ist. Auf dem anderen Bilde erblickt man einen Teil des Anmarsches zum Festplatz. Berghistorische Fahnen heben sich markant auf dem Photo ab, auf dem man ebenfalls uniformierte Bergleute sieht, sowie auch die prächtigen Hüttenjungen im Vordergrund u. a. m. Auf jenem Festplatz entwickelte sich dann das prächtige Bild des Bergfestes alter Zeit, über das wir eingehend berichteten.

Als Ort des nächsten Bergfestes ist nunmehr Thum vorgeschlagen worden.



Die Titel der Bilder sind: 1. Aus dem Bergaufzug. 2. Vom Anmarsch zum Festplatz.

## Denkwürdige Begebenheiten in Wiesa.

(Aus den 1807 erschienenen „Nachrichten von dem Dorf Wiesa“ des Wiesaer Schullehrers Gottfried Seifert.)

Von Dr. M.—r.

Jüngst fiel mir ein altes vergilbtes Büchlein in die Hände, das die Geschichte des Dorfes Wiesa einschl. Wiesenbads bis zum Jahre 1807 enthüllt. Sein Verfasser ist ein Lehrer Gottfried Seifert, der vor mehr als 100 Jahren an der Schule in Wiesa wirkte. Das letzte Kapitel dieses mit großem Fleiß und peinlicher Gewissenhaftigkeit zusammengestellten Büchleins trägt die Ueberschrift: „Vermischte Nachrichten und Begebenheiten, die sich in Wiesa zugetragen.“ Hieraus sei meinen Lesern folgendes mitgeteilt:

Es war am 21. Juli des Jahres 1565, als eine ungeheure Wasserflut

über Wiesa hereinbrach. Wochenlang hatte es vorher ununterbrochen in Strömen geregnet. Die Zschopau schwoh immer mehr an, bis ihr Bett die gewaltigen Wassermassen nicht mehr halten konnte. Sie stürzten mit furchtbarem Ungestüm über das wehrlose Dorf, dessen Bewohner noch immer gehofft hatten, daß das Wasser zurückgehen würde. Es wurden an diesem Unglückstage „13 Häuser mit 2 Hochwerken, Schmelzhütten und allem Vorrath von hier weggeführt, 4 Häuser zerrissen, als sich das Wasser an 262 Ellen hoch erstreckt.“

„Ein Kind schwamm mit seiner Wiege davon und wurde auf einem Baum hangend todt gefunden und zu Schönbrunn begraben. Hans Seideln ertranken 3 Kinder, Andreas Schenten 1 Kind. Die Aeltern mußten ihre Kinder dahin schwimmen sehen, hörten ihr klägliches Schreien und konnten ihnen nicht helfen.“ Bei dieser Wasserflut sind in Wiesa insgesamt

„13 Personen, meistens kleine Kinder, umgekommen.“

In den folgenden Jahren ging es den Bewohnern Wiasas herzlich schlecht. Ihre Acker und Wiesen waren durch die Ueberschwemmung verschlammmt und zerwühlt. Es kostete harte Arbeit und Mühe, bis sie wieder die alten Erträge gewährten. Wieviele Häuser mußten neu aufgebaut oder ausgebessert werden! Es war wahrlich eine bittere Zeit, die durch die leidvolle Erinnerung an den schrecklichen Tod so vieler teurer Familienangehöriger ganz besonders trübe und qualvoll erschien. Nach wenigen Jahrzehnten aber war wieder alles überwunden. Das Leben ging wieder seinen ruhigen, friedlichen Gang. Die Falten, die Kummer und Sorge auf den Gesichtern der Dorfbewohner gegraben hatten, waren geglättet. Man konnte wieder froh und freudig sein, namentlich als 1593 vom 12. September bis 3. Oktober die wegen ihrer Leutseligkeit verehrte

Kurfürstin-Witwe Sophie mit ihren Söhnen Christian und Johann Georg in Wiesenbad weilte.

In festlicher Kleidung zog jung und alt nach dem nahen Bad, um der Fürstin und den Prinzen zuzujubeln, die sich wie selbstverständlich unter das Volk mischten und für jeden ein freundliches Wort hatten. Auch hatte die Fürstin für Belustigungen gesorgt, sodaß überall, auch in die ärmste Hütte, eine gehobene, festliche Stimmung einkehrte.

Doch wir leben nun einmal in einer Welt der Gegensätze. Und solch ein Gegensatz zu dem vorhin gezeichneten heiteren Bild zeigt sich uns in der kurzen, dafür aber um so erschütternder wirkenden Bemerkung des Wiesaer Chronisten:

„1613 sind in Wiese 133 Personen an der Pest gestorben.“

Welch ein maßloses Elend verbirgt sich hinter diesen wenigen Worten! Die Zahl von 133 Toten beweist, wie furchtbar die Seuche gewüthet haben muß. Ich weiß nicht, wieviele Einwohner damals, vor mehr als 300 Jahren, Wiesa gehabt hat, vermute aber, daß es nur paar Hundert gewesen sind. Zu jener Zeit war die Bevölkerungsdichte bei weitem nicht so stark wie heute. Man denke nur an die damaligen Einwohnerzahlen selbst der Städte, die als besonders groß und bedeutend galten. Also ist anzunehmen, daß durch die Pest ein wesentlicher Teil der Bewohner Wiasas hinweggerafft worden ist. Was ein Geschichts-

schreiber von der Pest in Annaberg im Jahre 1568 berichtete: „Kein Haus blieb damals verschont und was sich heute noch gesund begrüßte, war morgen schon eine Beute der Pest“, traf wohl nicht minder auch für Wiesa zu.

Fast ein halbes Jahrhundert blieb nun Wiesa vor weiterem Unheil bewahrt. Während dieser Zeit — es war im Jahre 1625 — hielt sich die Kurfürstin-Witwe Sophie abermals in Wiesenbad auf, dessen heilkräftige Bäder ihrer Gesundheit äußerst zuträglich waren. Auch ihre Enkel besuchten das so idyllisch gelegene Bad, darunter der damals 12jährige Prinz Johann Georg, der spätere Kurfürst Joh. Georg II. Die Prinzen vergnügten sich hier im lustigen Spiel. Es wurde

den Prinzen in Wiesenbad eine Vogelstange aufgerichtet

und laut erschallte ihr Jubel, wenn es geglückt war, den Vogel herunterzuschießen. 30 Jahre später, „1655 im Monat May brauchte Johann Georgs II., damals Churprinzens, Frau Gemahlin die Badekur allhier, welche von der Altenburgischen Fürstin im Bade besucht wurde“.

Nicht lange danach (1661) wurde Wiesa

von einer zweiten Wasserflut heimgesucht.

Es wurden „in Wiese zwei Brücken und in der Rosenau die Brücke 36 Schritte lang mit vielem Land und Ufer abgerissen“. Menschenleben waren jedoch erfreulicherweise anscheinend nicht zu beklagen. Im Laufe der Zeit aber forderte das Wasser doch noch zahlreiche Menschenopfer, wenn es auch verheerende Ueberschwemmungen nicht mehr anrichtete. So wurde am 6. Juni 1699 „an einem Behr in Wiese August Graupner, Stadtschreiber in Annaberg, von einem Fischer im Wasser gefunden“. „1739 am 27. Jul. zu Mittage um 1 Uhr ist Herr M. Johann Georg Böhm, Pastor zu Stadt Zwönitz, 63¼ Jahr alt, ingleichen dessen Eheliebste, Frau Johanna Sophia Böhm geb. Schreyinn, 47½ Jahr alt, wie auch deren Knecht und Magd beim obern Steg in Wiese im Wasser ertrunken, als diese Personen nach gebrauchter Badekur nach Hause fahren wollten.“ Durch solche und andere Ereignisse wurde das, abgesehen von Zeiten großer Schrecknisse, im allgemeinen ruhig und gleichmäßig dahinfließende Leben der Dorfbewohner für eine Weile aufgewirbelt. Nicht wenig Aufregung und viel Gesprächsstoff brachte auch der Sommer des Jahres 1691, da „hat man

hinter dem Wiesenbad große Schlangen

wahrgenommen, die mit erhabenem Kopfe fortgeschlichen, Mäuse, Frösche, Forellen und andre Fische gefressen haben.“

Wenn es aber nur immer bei derartigen Vorfällen geblieben wäre! Die grausige Wasserflut vom Jahre 1565 und die mörderische Pest im Jahre 1613 sind bereits geschildert worden. Es ist noch zu erwähnen, daß Wiesa auch von furchtbaren

Hungersnöten

heimgesucht wurde. Aus der Geschichte des Erzgebirges sind uns die Hungerjahre 1771 und 1772 mit ihrem unsäglichem Elend bekannt. Sie waren die Folgen einer Mißernte, wie sie in einem solchen Ausmaße bei uns bisher noch nicht dagewesen war. „Schon im Frühjahr 1770“, so lautet ein Bericht, „als ein später Schneefall den Winterfaaten großen Schaden zufügte und darauf anhaltendes Regenwetter folgte, begann eine allgemeine Besorgnis um die Zukunft sich der Gemüter zu bemächtigen; sie bestätigte sich in den seit Johannis von Woche zu Woche steigenden Getreidepreisen und in einer Mißernte, die sich nicht bloß über das Erzgebirge, nicht bloß über Sachsen, sondern über die fruchtreichsten Gegenden Deutschlands erstreckte. War die Bedrängnis schon groß, welche dadurch für die dichte Bevölkerung unseres Obererzgebirges herbeigeführt wurde, so mußte sie sich zur höchsten Not steigern, als im nächsten Jahre der späte Schneefall und die regnerische Witterung sich wiederholte. Die Felder boten den düstersten Anblick, sie waren von den Eigentümern entweder mit selbsterbautem geringen oder teuer erkauftem Samen möglichst dünn bestreut, oder aus Mangel an solchem gar nicht besät, und die Kartoffelsaat war hier und da wieder aufgewühlt. So ließ sich das Schlimmste befürchten, eine nochmalige Mißernte. Und sie trat ein! — trat zu einer Zeit ein, als auch die anderen Nahrungsquellen bei der

herrschenden Gewerblosigkeit versiegten und alle Zufuhren aus Sachsens Kornkammern, aus Böhmen und Altenburg, gehemmt waren. Da entrollte sich endlich vollständig das Bild der furchtbaren Hungersnot, die je erlebt worden war.“

Ein geradezu erschütterndes Bild bekommen wir von der Hungersnot in Wiesa. „1772 stieg die Theuerung so hoch, daß ein Scheffel Korn 16 Thaler, ein Scheffel Weizen 17, ein Scheffel Gerste 13 und ein Scheffel Hafer 6 Thaler und drüber galt. In hiesiger Kirchfahrt

starben 200 Personen theils Hungers theils an ansteckenden Seuchen,

ohne die von hier auswärts noch Brod gegangen und im Hunger umgekommen sind. Von diesen Verstorbenen wurde der größere Theil in der Stille begraben und zu mehreren Malen in Ein Grab 6 und 8 Personen

in Brod- und Kleiderschränken statt Särgen gelegt.

Feldquecken und Grasgewächse waren öfters die Nahrung der Armen.“

Etwa 30 Jahre später, 1805, „entstand abermals eine so große Theuerung, daß 1 Scheffel Korn im Sächs. Gebirge auf 20 Thaler, in Böhmen auf 54 Gulden, 1 Scheffel Hafer auf 6 Thaler stieg und 1 Kanne Butter 1 Thaler galt. Biewohl diese Theuerung jene (von) 1772 in allen Lebensbedürfnissen weit übertraf, so ist doch nicht gehört worden, daß Jemand Hungers gestorben.“

Wir nähern uns damit dem Ende der Aufzeichnungen, die mit dem Jahre 1807 abschließen. Es wird noch an bemerkenswerten Ereignissen erwähnt, daß 1806 „eines Posamentierers Frau, Langerinn, aus Anaberg durch einen unversehene Fall in den großen Riß im Plattenwald ihr Leben — — verlor.“

## Nooch'n Feierabend



### De Leisching.

Von Laura Herberger, Buchholz.

(Nachdruck verboten.)

's gibt Mensch'n, die niemohls zufried'n sei un imm'r neidisch off ann're blic'n. Zu dann Schloog gehäret de Koff'n-Pauline; die hat sehr oft Belanghat, de Leit ze beobacht'n, weil se viel off Ras'n war.

De Pauline hannlet mit Klippel'spiz'n, die se in änn Handtuff'r bei sich führet. Se puget sich tüchtig raus un suchet de virnahmst'n Hartschaft'n auf. Ah in de feinst'n Gasthäu'sr gieng se, im ihre Bar abzubiet'n.

Wänn nu die virnahme Haarschaft'n gerod bei dr' Taf'l soohn, do dacht de Pauline vull Neid: „Euer Gald 's ah nett meh wart, wie meins“ un beschtellet sich ah änn settn Brot'n un wos drzu gehäret.

Obr bei d'r Pauline hatt'ns de Kelln'r nett lächt, kaum hatt'n ses Aff'n gebracht, do gieng ah schuh 's Tod'ln lus; do war de Supp ze haß od'r ze kalt; do war sche zeviel od'r ze wänig gewürzt; do war d'r Brot'n noch hart; kurz, an all'n hat de Pauline wos auszeseh'n. Obr emohl is se gründlich neigefall'n. —

In d'r Shtadt D. war heit e Hotel dröff't wurn, dos alle ann'n weit ibtraff'n sullt; dos mußt natirlich de Schpiz'n-Pauline ah miet eiweihe; 's war im d'r Mittigszeit, wuh obr noch nett viel Gäst do war'n; dänn im ahns war gruusse Taf'l; esu lang kunnt obr de Pauline nett wart'n, weil ihr Zug schüh halb ahns fuhr.

Se sehet sich an änn Mitt'ltesch un bestellet nooch lange Betracht'n dr „Speisefart“ Gansbroot'n mit Zubehär.

Dr Kelln'r drfüllt ih'r'n Wunsch in all'r Eil, weil ses wang ihr'n Zug gar esu ängstlich gemacht hat. Mit dr Supp konnt se nett zefried'n sei; die dozu verwänd'n Tomat'n warn sicher schüh halb schlacht gewa'n — zwä Tiesch wätt'r sooh ah e Fraa, die schien ne Fleischbrüh'supp ze hohm.

„Hätt' iech mir när ah sette Fleischbrüh'supp beschtellet“, dacht de Pauline. „Die hätt viel bess'r geschmeckt, wie die schlachte Tomat'n'supp.“

Nu zug se üb'r'n Gansbroot'n har, se blicket v'r'schtuhl'n nieb'r off'n Brott'n'all'r dar anurn Fraa; nu suwos, die ooh ah Gansbroot'n! Obr dar ihr Broot'n war greff'r un schien viel fastig'r ze sei. War däh dar Fraa ihr Gald meh wart, wie ihr'sch? Do mußt se sich e Halfred such'n un dann ann'r'n Broot'n emohl näher betracht'n. —

Nu, dos is obr dumm; in danself'n Angblick, wu de Pauline aufschtieht, schtieht ah driem die ann're Fraa auf; do eilt de Pauline, im se ahzere'd'n, obr die ann're eilt ah; un die macht ah e setts uhzefried'ns Gesicht, als wänn's mit ihr'n Broot'n wos hätt!

De Pauline tritt e bissel zr Seit, im dann ann'r'n Gansbroot'n e bess'l näher se sei, obr wos is dä dos? Dar Broot'n is doch wag! Die annere is ah zr Seit getrat'n; de Pauline gieht wied'r die paar Schriet zerick un off amohl is ah d'r Gansbroot'n wied'r off sänn Plag! Nu is se däh behert? Ihe betracht se sich die Fraa ewing genau'r; dos is obr komisch; die hooht doch fast danself'n Hut auf, wie sie enn hooht, ah e blaues Klaad ah, wie de Pauline, die nu die ann're ganz scharf offs Korn nimmt; bewegt sie ne Kopp, bewegt'n die ann're ah; legt sie de Hand off dr Shtuhl'aa, machts die ann're genau esu.

„Nu, dos könnt mir pass'n“, dentt de Pauline, „die hooht mieh zun best'n!“ Ihe war iech geleich emohl ne Kelln'r harwin'n, im dar uho'r'schamt'n Fraa änn V'rweis gahm zu loff'n! Se winkt ne Kelln'r, dar 's Lachen kaum v'rbeiß'n kah, un de Pauline beschwert sich ib'r de Fraa ihr gengib'r.

Do soogt dr Kelln'r mit warn V'rgnüng: „Gnädige Frau, Sie müssen wissen, in unserem Hotel sind die Wände mit Spiegeln überkleidet; die Dame, mit der Sie sich anscheinend unterhalten wollen, war ihr Spiegelbild!“

De Pauline hätt möng vir Schand in de Ard sint'n; nu wullt se obr nin'm'r esu neidisch sei.

Die Blamage 'r zu gruuß! —

## Dos biese Affenkochen — in Flitterwochen.

(Nachdruck verboten.)

De Schmied-Minna hoot vür 3 Wochen geheirat'. Dos gefuhl ihr sei.

Bluß mit dann Mittag-Affen-kochen, do fand se siech noch nett gut nei.

Ihr Maa, dar war — Gott Lub — nett heikel, kunnt' fett un mog'r hibsch vertroong.

Wos off ne Tiesch kam, fand sei Steig'l vun Taller nunner in sen'n Moong. —

Heit war zun Sunntig 's Mittag-Affen aah wieder mol su schie verbei.

Dr Oswin tat de Zeitung lasen, sei Fraa schterzet<sup>1)</sup> ne Aufwasch nei.

„Hoot dersch geschmeckt, mei süßes Mann'l?“ freeget se ängstlich an'ne nah,

guckt nei in a Kaffee-Kann'l, neischierig, wos ar drauf wür' saah.<sup>2)</sup>

Dr Oswin legt de Zeitung nunner, schaut nooch dr Minna ganz verlibbt:

„Gut kochst de — bluß is mirsch a Wunner, worüm dos egal Befstak gibbt?“

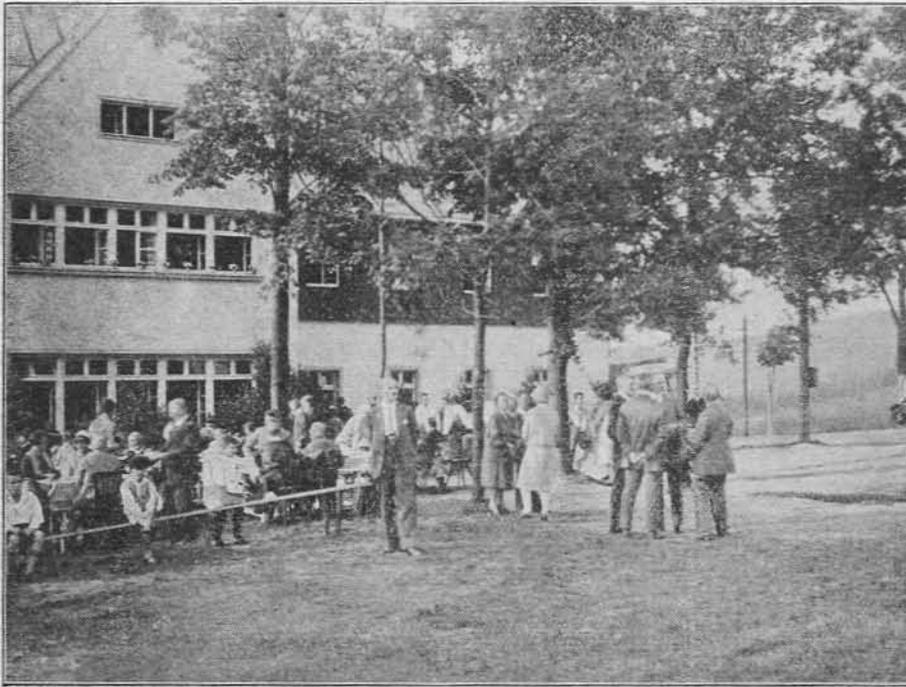
„Ja,“ spricht sei Minna, „uhberufen, dos scheint mir richtig a h e b u r'n :<sup>3)</sup>

All's, wos iech rausamm<sup>4)</sup> aus dann Aff'n, dos is bis ihe — — Befstak wur'n!“

Bernh. Brückner, Leipzig.

<sup>1)</sup> stürzte, <sup>2)</sup> würde sagen, <sup>3)</sup> angeboren, <sup>4)</sup> herausnehme.

## Bilder aus der Heimat und aller Welt.

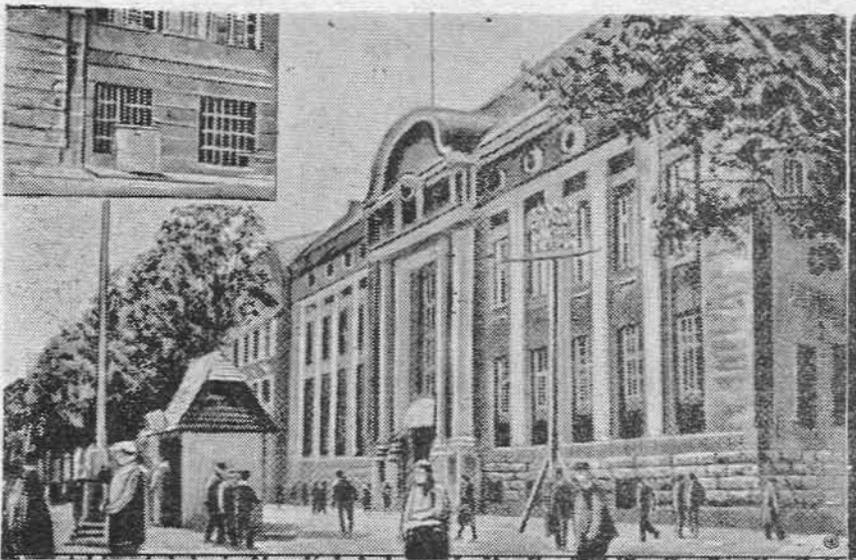
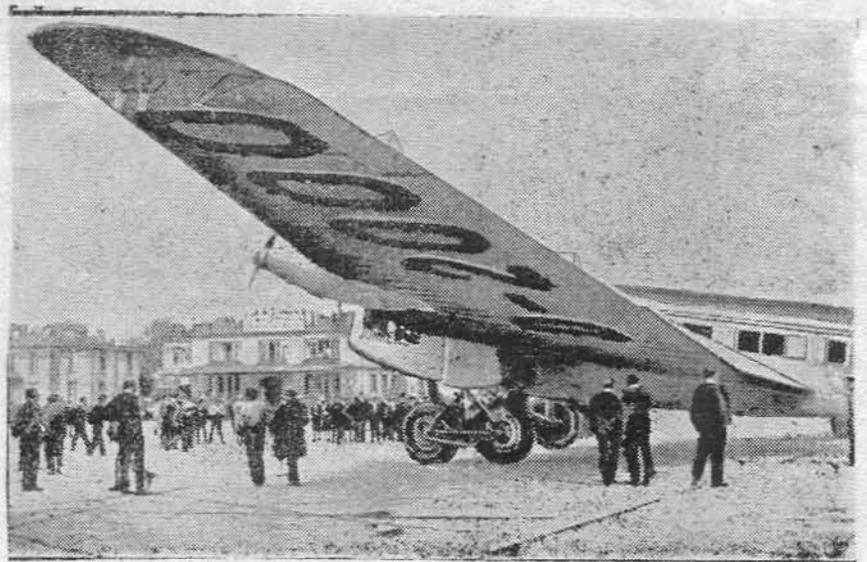


### Sonntagsbesuche im Landheim Jöhstadt.

Das seit 1922 bestehende Landheim des Annaberger Staatsrealgymnasiums in Jöhstadt ist während der meisten Wochen sowohl im Sommer als auch im Winter belegt. Sonntags kommen gern die Eltern ins Heim, um nach ihren Kindern zu sehen. Manche überängstliche Mutter ist erstaunt, zu entdecken, daß ihr Junge auch einmal ohne ihre tägliche Sorge recht gut gedeiht. So wird die Familienerziehung ergänzt durch die Erziehung zur Gemeinschaft. Auch Lehrer und Eltern lernen sich auf diese Weise im Landheim kennen, und manche Aussprache zwischen ihnen trägt dazu bei, Mißverständnisse zu beseitigen. — Am 12 bis 16. Juni fand übrigens in Dresden im Zusammenhang mit der Internationalen Hygiene-Ausstellung eine Reichstagung der deutschen Schullandheime statt.

### „D 2000“ begrüßt die Internationale Luftfahrt-Konferenz.

Delegierte aus 30 verschiedenen Ländern hatten sich in Paris eingefunden, um die 25jährige Wiederverkehr des Gründungstages des Internationalen Luftfahrtverbandes zu feiern. Eine besondere Note brachte in die Tagung das größte Landflugzeug der Welt, „D 2000“, das eigens aus diesem Anlaß von Dessau mit einer Zwischenlandung in Köln nach Paris geflogen war. Bei seiner Ankunft in Paris wurde das Flugzeug von Vertretern der Behörden und Führern der französischen Luftfahrt begrüßt, die für dieses neueste Wunderwerk deutschen Erfindungsgeistes großes Interesse an den Tag legten. Unser Bild zeigt „D 2000“ auf dem Flugplatz von Paris.



### Der Einbruch in die Handelsbank in Lodz. Im Banktresor eingesperrt.

In die Handelsbank von Lodz, der zweitgrößten Stadt Polens, wurde ein dreifacher Einbruch verübt. Die Räuber drangen in den Tresor ein, plünderten ihn vollständig aus und sperrten jeden, der zufällig hinzukam, kurzerhand in das Stahlgewölbe ein. Dieses Schicksal erlitt der stellvertretende Direktor der Bank mit zwei weiteren Angestellten. Die Täter entkamen hierauf unbehelligt mit einer Beute von etwa 200 000 Zloty (nicht ganz 100 000 Mark). Die Lage der in dem Tresor eingeschlossenen gestaltete sich verzweifelt, da sie Gefahr liefen, zu erstickern. Erst unter großen Anstrengungen, und nachdem aus Warschau Geldschrankfachverständige angefordert worden waren, gelang es, den Tresor zu erbrechen und die drei Eingeschlossenen zu befreien. Unser Bild zeigt eine Außenansicht der Bank, links oben die Öffnung, durch die die Räuber eingedrungen sind.

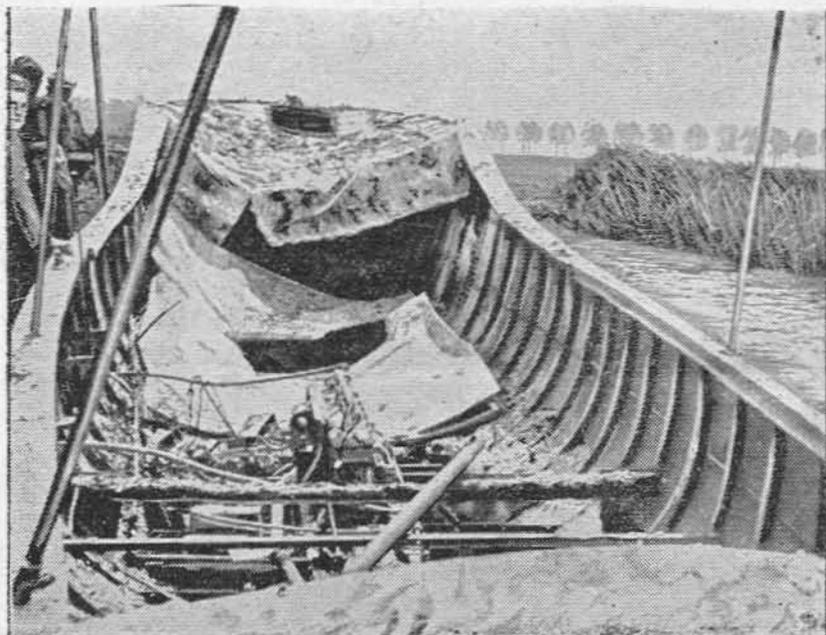


## Illustrierte Wochenbeilage der „Obererzgebirgischen Zeitung“

Nr. 27. — Sonntag, den 29. Juni 1930.

### Bilder aus aller Welt.

Ein Motorboot explodiert im Gefolge des Exkaisers.



Bei einem Motorbootausflug, den der frühere Kaiser Wilhelm II. auf dem in der Nähe von Leyden gelegenen Binnensee, dem Raager Plafsen, unternahm, explodierte auf einem Motorboot, in dem der Exkaiser jedoch nicht saß, der Benzinbehälter, und das Boot stand in hellen Flammen. Die vier Insassen wurden mit schweren Brandverletzungen geborgen. Unter ihnen befinden sich aus der näheren Umgebung des Exkaisers ein Graf Dönhoff und eine Gräfin Lehndorf. Das Bild zeigt das explodierte Boot.

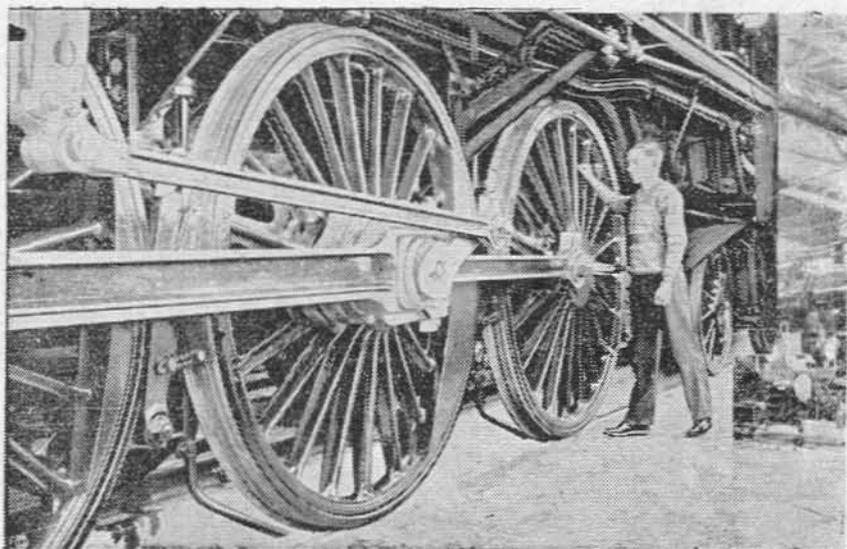
Das erste Institut für Hirnforschung in Europa.



In Buch in der Nähe Berlins wird zurzeit ein neues Institut der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft erbaut, das als erstes in Europa ausschließlich der Gehirnforschung gewidmet sein wird.

### Die Riesenräder des modernsten Feuerroßes.

Auf einer zurzeit in Berlin stattfindenden Ausstellung von Lokomotiven, die von der Reichsbahn aus Anlaß der Weltkraftkonferenz veranstaltet wird, hat man Gelegenheit, die neuesten Wunderwerke auf diesem Gebiete zu sehen. Ihr hervorstechendstes Merkmal gegenüber den alten Maschinen ist, daß die Kohle nicht wie bisher durch einen Heizer der Feuerung zugeführt wird, sondern gleichsam am laufenden Band durch ein automatisches System dem Feuerloch zurollt. Bemerkenswert sind auch die Räder, von denen die höchsten 1,90 Meter erreichen, also weit über Menschenmaß hinausragen, wie auf unserem Bilde zu sehen ist.



# Leben, Taten und Ende Karl Stülpner's.

Wahre Geschichte aus verfloßener Zeit nach authentischen Quellen erzählt von E. d. Milan.  
(23. Fortsetzung.)

Als Zeichen besonderer Anerkennung sagte Graf Martiniz: „Hätte Ihn, mein Lieber, nicht schon mein Freund, der Herr Graf Wesseliniz, engagiert, Ihn hätte ich zu meinem Leibjäger gemacht, denn mit einem solchen Schützen, wie Er ist, kann ein Herr schon Staat machen.“

„Nichts da, Seelensfreund, der ist mein und wandert morgen mit auf meine Güter in Ungarn,“ rief der junge Kavaliere. „Wir brauchen dort auch Leute, die ihre Sache aus dem Grunde verstehen.“ Und sich zu Stülpnern wendend, sagte er: „Es wird Ihm bei mir gefallen. Ich habe einen tüchtigen Forstmann nötig, und wenn Er meinem Vertrauen entspricht, kann Er's bis zum Forstmeister bringen und vier Oberförster, zwanzig Unterförster nebst dem Jagdkanzlei-Personale kommandieren. Das verspreche ich Ihm im voraus.“

„Gräßliche Gnaden, an Treue und Pünktlichkeit soll's von meiner Seite nicht fehlen, und da dies bei Ew. Gnaden etwas zu gelten scheint, so können der Herr Graf mit Bestimmtheit im voraus sagen, Ew. Gnaden hätten einen Meisterschuß getan.“

„Nun, wollen sehen,“ sagte der junge Graf lachend. Nachdem die Herren ihm die 60 erschossenen Gulden eingehändigt, erhielt des Grafen Martiniz Förster die Weisung von seinem Herrn, Stülpner bis morgen zur Abreise ins Quartier zu nehmen und bestens für ihn zu sorgen. Dieser Tag schien also auf Stülpners Schicksalsweg ein höchst einflußreicher zu sein.

So lustiger Laune er auch war, das muckische Wesen des Försters, dessen Gast er so unvermutet geworden, verdroß ihn gewaltig, indes er nahm sich fest vor, gar nichts darüber zu äußern. Er merkte recht gut, daß man ihn mit Unwillen betrachtete, als er beim Ave-Maria-Geläut von der nahen Dorfkirche nicht, wie es alle im Forsthaufe ohne Ausnahme taten, niederkniete, sondern ruhig stehen blieb und zum Fenster hinausschaute. Dann ging er hinaus und setzte sich auf die Bank vorm Hause, seine Pfeife sich anbrennend. Der Abend war mild, die Sterne traten aus dem Nachtblau hervor und Stülpner sagte still vor sich hin:

„Wenn so ein schöner Stern mir die Liebe tun und zu Marien sagen wollte: Dem Karl ist's geglückt, im fremden Lande hat er eine Anstellung und, will's Gott, für sein ganzes Leben lang erhalten. Aber wie weit es auch sein mag von dem stillen Thum bis ins Ungarland, Du bleibst doch in seinem Herzen, und was ihm Gutes zuteil oder Gutes aus ihm wird, das ist Dein Verdienst, Dir hat er ja gefolgt. Schlafe in Gottes Frieden mit Deinem Kindlein.“

Und dann dachte er an seine alte Mutter, welche unaussprechlich große Freude die alte Frau haben würde, wenn er ihr durch Frau Marie Peters schreiben würde von seinem Glücke, und wie er nun imstande sei, sie zu unterstützen, daß sie keine Not leide.

Das waren Lichtgedanken, die seine Seele durchflossen und klar machten, daß er den Segen des Friedens in sich fühlte, wie er ihn als Raubschütz nie hatte fühlen können, da solche Laufbahn voller Unruhe und steter Gefahr ist. Und in diesem Moment feltener feierlicher Erhebung klang ihm der Mutter letzte Bitte, an das fromme Kirchenlied: „Wohl dem Menschen, der nicht wandelt in gottloser Leute Rat“ zu denken, als einziges, was sie in ihrer großen Armut ihm mitgeben könne, in die Seele wie ein frommer Sang guter Geister.

Der Förster trat zu ihm heraus und nach einigem Hin- und Herreden fragte er Stülpner: „Er ist wohl ein protestantischer Ungläubiger?“

„Woher hat Er das weggekriegt?“ entgegnete jener.

„Nun, weil Er kein Kreuz schlägt und 's Ave-Maria nicht mitgetet hat.“

„Recht, ganz recht. Ich merk's, Er trifft auf's Blatt, wenn Er die Büchse dran halten kann. Aber von ungläubig muß Er nicht reden, das ist dumm und macht Ihm Schande.“

„Mir?“ fragte der Förster . . . „das wüßte ich doch nicht.“

„Das macht Ihm Schande, weil Er ein Jäger ist, der alle Tage in Gottes schönster Kirche, im freien, grünen Wald, herumläuft und alles wachsen sieht und groß werden. Ist Ihm da noch nicht einmal der Gedanke gekommen: welcher Baum oder Strauch, welcher Vogel, welches Insekt mag angenehmer vor Gott sein, und wie kommt's, daß es so viele Arten von Bäumen, Sträuchern und Vögel und Insekten gibt? Nun, ich denke mir, die loben alle Gott den Herrn, jedes in seiner Art und Weise; ihr Dasein, ihre Schönheit und Stimmen sind ein Lob, das nicht aufhört.“ Beziehe Er das auf die Menschen und ich hoffe, Er wird so vernünftig sein, sich selber sagen zu müssen, ein Ungläubiger ist ein Unding. Wie verschieden die Leute auch denken mögen, aber den Gedanken an einen Gott hat wohl jeder, und wer den hat, der kann kein Ungläubiger sein.“

Beim Förster des Grafen Martiniz war dergleichen Erklärung schlecht angebracht, denn von einer Duldung Andersdenkender wußte der nichts.

„Na, Ihm schadet's nicht, ob ich Protestant bin oder nicht,“ sagte Stülpner endlich verdrießlich . . . „laß Er mich mit dem Kapitel in Ruhe.“

„In Ungarn werden sie's Ihm schon stecken, was recht- oder nicht rechtgläubig ist,“ entgegnete der Förster . . . „da sind sie nicht so fein. Wenn übrigens der Herr Graf Wesseliniz, Sein gnädiger Herr, länger als bis morgen blieb, da könnte er drauf fiuchen, ich trüge bei meinem gnädigen Herrn Grafen drauf an, daß Er aus meinem Hause käme, denn ich mag keine Gemeinschaft mit Kegern, die Sünde lade ich mir nicht auf den Hals.“

Stülpner sah ihn groß an und sagte dann lachend: „Nun, auf seinen Hals kann Er allerdings nichts mehr laden, da hat Er schon, was Ihm paßt.“

„He? was wäre das?“ fragte jener stuzig.

„Nun, denke Er sich etwas, und wenn's ein Schafskopf sein sollte, Er ist da in gar keinem Irrtume.“

Ein Fluch entglitt dem Munde des Försters und er sagte zähneknirschend: „Das bring' ich Ihm ein, deutscher Sadrazeni (Taugenichts)!“

„Werde hoffentlich auch dabei sein,“ entgegnete Stülpner mit Ruhe.

Der Förster ging wütend ins Haus hinein. Stülpner rauchte seine Pfeife aus und begab sich dann in die ihm als Schlafgemach angewiesene Kammer. Vorsorglich, weil er der stoßböhmischen Gesellschaft nicht recht traute, legte er seinen Hirschfänger neben sich ins Bett, um denselben im Falle der Not gleich bei der Hand zu haben. Diese Vorsicht war jedoch unnötig, er wurde durch nichts in seinem Schlafe gestört. Frühzeitig weckte ihn der Gesang eines Rotkehlchens vor seinen Fenstern und er warf sich in die Kleider. Eine Magd brachte ihm vollkommene Frühstück, und als er nach dessen Genuß hinunterging, sah er den Förster bereits nach dem Schlosse gehen. Stülpner etablierte sich wieder auf die Bank und wartete, seine Morgenpfeife rauchend, der Abfahrtsstunde seines Herrn. Der halbe Vormittag ging darüber hin. Dann kam ein Diener vom Schlosse und rief ihn, der Herr Graf Wesseliniz werde in einer Stunde zur Reise fertig sein.

Stülpner wollte der Schickslichkeit wegen von der Frau Försterin Abschied nehmen, aber die Tür der Stube, worin die Frau mit den Kindern sich befand, war geschlossen, und wie er zum Fenster hineinschaute und die Frau ihn erblickte, wendete sie ihm verächtlich den Rücken zu und eilte mit den Kindern in die Kammer, deren Türe hinter sich zuschlagend. „Der Förster muß mich nicht übel bei seiner Hausehre angestrichen haben,“ sagte Stülpner lachend vor sich hin und verließ die Försterei.

Im Schlosse war eine ungemaine Tätigkeit; mehrere Bierpänner standen nur zur Bespannung bereit, und eine Stunde später fuhr Graf Wesseliniz mit zwei anderen der Kavaliere fort nach Prag.

Graf Martiniz, der seine Gäste bis an die Wagen begleitet hatte, bemerkte Stülpner und sagte zu ihm: „Wenn Er's bis zum Forstmeister bringt, da kann Er den gestrigen Tag als einen Glückstag betrachten.“

„Ich danke, gräßliche Gnaden, für Hochdero Huld, und werde bestrebt sein, die meines Herrn gräßliche Gnaden mir zu erwerben,“ antwortete Stülpner.

Graf Wesselinij ordnete an, daß sein neuer Jäger auf dem Bocke seines Wagens sitzen solle. „Wie gräßliche Gnaden befehlen“, antwortete Stülpner und setzte sich auf den ihm angewiesenen Platz. Allerdings gehörte er zu der Kategorie derjenigen Personen, welche, wenn sie den Rock auf dem Leibe und den Stock in der Hand haben, mit größtmöglicher Seelenruhe die Türe hinter sich zumachen können, denn sie sind für die größte Entfernung von ihrer Heimat gerüstet. Er hatte nichts als seinen Jagdranzen und seine Büchse, und diese beiden Gegenstände, sein Hab und Gut ausmachend, behielt er bei sich auf dem Bocke. Wäre die Reise zur Winterezit geschehen, würde er es in seinem einfachen Jagdrocke auf diesem freien Sitze sehr empfunden haben, indes es war hohes Frühjahr, und daher machte ihm der Sitz im Freien ohne schützenden Mantel keine Unannehmlichkeit, im Gegenteil, er war hier höchst vorteilhaft placiert, konnte die Gegenden, die sie durchzuhren, genau in Augenschein nehmen, und was ihm sehr angenehm war, auch seine Pfeife Tabak rauchen, während er in dem zweiten Wagen, in dem die Dienerschaft des Grafen saß, sich jedenfalls sehr unangenehm befunden hätte. Unterwegs ließ der Graf einige Male anhalten, um ein kleines Stück Weges zu Fuße zu gehen. Ein alter Herr war bei ihm, der, wie Stülpner hörte, von ihm Doktor genannt wurde und der, wie er ganz richtig vermutete, Leibarzt des Grafen sei.

Bei jedesmaligem Anhalten beeiferte sich Stülpner, seinem neuen Gebieter seine Dienste anzubieten, und hatte große Freude, in dem alten Herrn einen sächsischen Landsmann zu entdecken, der seit 40 Jahren in Ungarn und als Arzt fast ebenso lange in der gräßlichen Familie lebte. Auch dieser alte würdige Mann, dem der Graf mit großer Hochachtung begegnete, freute sich, einen Deutschen in dem neu angeworbenen Jäger zu finden, und es war fast sichtbar, daß der junge Graf durch seinen Begleiter immer günstiger für Stülpner gestimmt wurde.

In Prag, wo der Graf ein paar Wochen lang sich aufhielt, wurde Stülpner eingekleidet, und seine große, kraftvolle Gestalt machte sich in der nicht sparsam mit Silbertreffen besetzten Jagduniform, dem mit Silberschnur und Troddeln eingefassten Dreimaster, von dem ein blendendweißer Federbusch herabfiel, und dem breiten, galonierten Seitengewehr-Bandelier prächtig. Der Graf freute sich darüber und Stülpner mußte ihn bei allen Besuchen, die er in den Häusern des hohen Adels machte, begleiten.

Während er die Gunst seines Gebieters so vollständig besaß, konnte er sich der der Dienerschaft desselben weit weniger rühmen. Die Leute sahen ihn scheu an und zeigten augenscheinliche Abneigung gegen seine Gesellschaft, besonders war der Kammerdiener des Grafen ihm sehr feindlich gesinnt, ohne jedoch dieser Feindseligkeit einen stärker hervortretenden Ausdruck zu geben, als daß er ihn vornehm über die Achsel ansah. So sehr Stülpner diese Bemerkung auch verdroß, so ließ sich doch nichts dagegen tun, zum Freundlichsein kann man niemand zwingen. Bei Gelegenheit äußerte er sein Befremden darüber gegen den alten würdigen Leibarzt.

„Wunderer Er sich darüber nicht, mein Lieber,“ sagte dieser. „Hätte Er nicht von der Natur eine solche Kraftgestalt erhalten, daß man Ihm gleich auf den ersten Blick ansieht, wie mit Ihm nicht gut zu spaßen sei, würde Er jedenfalls das Stuchblatt für die Dienerschaft des gnädigen Herrn Grafen geworden sein, aber wie gesagt, sie fürchten mit Ihm anzubinden.“

Stülpner war von dieser Eröffnung völlig verdonnert, er konnte nicht begreifen, was die Leute, denen er doch nichts zu Leide getan, gegen ihn so sehr aufgebracht habe.

„Dreierlei,“ antwortete der gräßliche Leibarzt . . . „erstens ist Er ein Deutscher, also von Natur schon ein Gegenstand des Aergers bei diesen ungarischen radikalen Dummköpfen, die tausendmal lieber mit einem slowakischen Schweineschneider und Topfeintricker umgehen, wie mit einem Deutschen. Zweitens

ist Er Protestant, und das will in den Augen dieser dummbigotten Menschen alles sagen, was sie zu einem Hasse gegen Ihn auffordern kann. Drittens sehen sie die Gnade, die der Herr Graf Ihm bezeugt, und diese gönnen sie Ihm nicht. Da hat er alles mit einem Male.“

„Mein Herr Doktor, ich begreife nicht, woher diese Leute wissen, daß ich Protestant bin, ich habe mit keinem von ihnen ein Wort in dieser Beziehung gesprochen,“ bemerkte Stülpner.

„Das hatte Er auch gar nicht nötig, mein Lieber. Der Förster des Herrn Grafen Martiniz hat Ihn genugsam schwarz geschildert als Kezer. Er muß sich mit dem Manne unglücklicher Weise in einen Disput über religiöse Angelegenheiten eingelassen haben, was ich Ihm allerdings nicht ganz für gut sprechen kann, denn in jedem Lande muß man Religion und Sitte des Volkes achten.“

„Jetzt schießt mir's Blatt,“ sagte Stülpner. „Also von daher knallt der Schuß?“ Und nun erzählte er dem würdigen Doktor den Vorfall mit dem Förster.

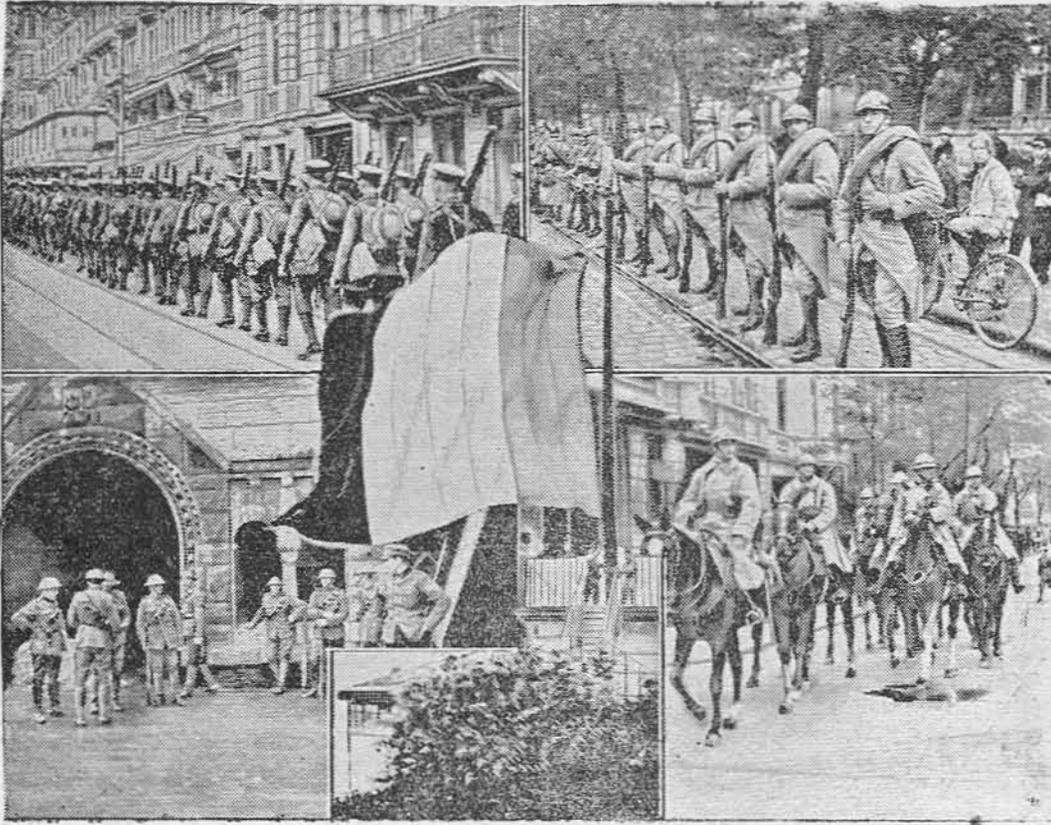
„Und der gegen Ihn, den Kezer, aufgebrachte Förster hatte nichts Eiligeres zu tun, als den Dienern unseres gnädigen Herrn Grafen diese Kunde mitzutheilen. Der Mann wußte recht gut, daß er Ihn dem Hasse dieser Leute anheimgab. Bei all diesem ist noch ein Umstand nicht zu übersehen, der gar schwer mit in die Wage fällt. Des Kammerdieners Bruder ist als Oberförster auf der gräßlichen Herrschaft angestellt, hat aber so schlechte Wirtschaft getrieben, daß eben nur die Bitten des Kammerdieners beim Herrn ihn in seinem Posten erhielten. Er, mein Lieber, ist also ein natürlicher Feind für den Kammerdiener und seinem Bruder. Die Gnade, welche Ihm der Herr Graf bis jetzt bewiesen, ist, wie er sich wohl denken kann, durchaus nicht geeignet, die Ihm feindlich Gesinnten günstiger zu stimmen, und so fällt denn der Haß des Eigennuzes bei diesen Leuten mit dem Hasse gegen Ihn als Deutscher und als Protestant in eins zusammen. Der Kammerdiener ist für die anderen Diener des Herrn Grafen eine Art Drakel; was der sagt, gilt, und mit dieser Erklärung denke ich, wird Ihm das Rätsel vollkommen gelöst sein.“

„Freilich, mein Herr Doktor, jetzt sehe ich klar; aber was ist da zu tun?“

„Nichts weiter, guter Freund, als daß Er zum schlechten Spiele gute Miene macht, sich hütet, von Seinem Protestantismus etwas gegen diese dummen Menschen zu äußern, sich überhaupt nicht weiter um sie kümmert, als es unumgänglich notwendig ist,“ antwortete der ehrwürdige Doktor . . . „dabei kommt er am besten durch. Er scheint mir ein rabiales Blut zu sein, Stülpner. Menagiere Er sich und vergesse Er nicht, daß man in einem fremden Lande nicht alles so wie zu Hause findet. Lasse Er sich nur in keine Streitigkeiten ein, da wird es schon gehen, besonders, da der Herr Graf Ihm gewogen ist. Eins muß ich Ihm noch sagen, guter Landsmann. Denke Er nicht daran, daß Ihn der Herrgott zu einem tüchtigen Schlagzu gemacht hat, der in allen Fällen seinem Manne steht, ohne im voraus den entmutigenden Gedanken haben zu müssen, im Falle einer handgreiflichen Feindseligkeit den Kürzeren zu ziehen. Das taugt für einen in Ungarn Fremden gar nichts. Einen, zwei, drei schlägt Er nieder, zehn andere sitzen Ihm dafür im Genick . . . mit den ungarischen Leuten ist nicht gut umgehen, die tragen Beleidigungen nach. Merke Er sich das ja.“

Stülpner war wenig von der Aussicht erfreut, die ihm in seiner neuen Laufbahn bevorstand. „Und es wird zuletzt doch nichts helfen, daß ich friedfertig wie ein Lamm tue,“ brummte er vor sich hin . . . „wenn's die Gesellschaft an mich bringt . . . der Teufel kann bei allem ruhig wie ein Stockfisch bleiben . . . muß ich doch das Rauche herausstecken. Das bin ich schon meiner sächsischen Ehre schuldig. Uebrigens sieht der alte gute Doktor auch etwas sehr schwarz, wie mir scheint. Freilich, so ein Herr Medicus hat's im Kopfe, unsereiner in den Knochen und schlägt zu. Die Philosophie in den Fäusten ist zuweilen auch nicht so unrecht, wenigstens versteht sie auch der größte Dummkopf, er mag sein, wer er will. Wenn er ein kleines Ausrufungszeichen ins Genick kriegt, weiß er, daß ein anderer Aergernis an ihm genommen hat. Mit der Rede bringt man's nicht immer zu solcher Ueberzeugung.“ —

(Fortsetzung folgt.)

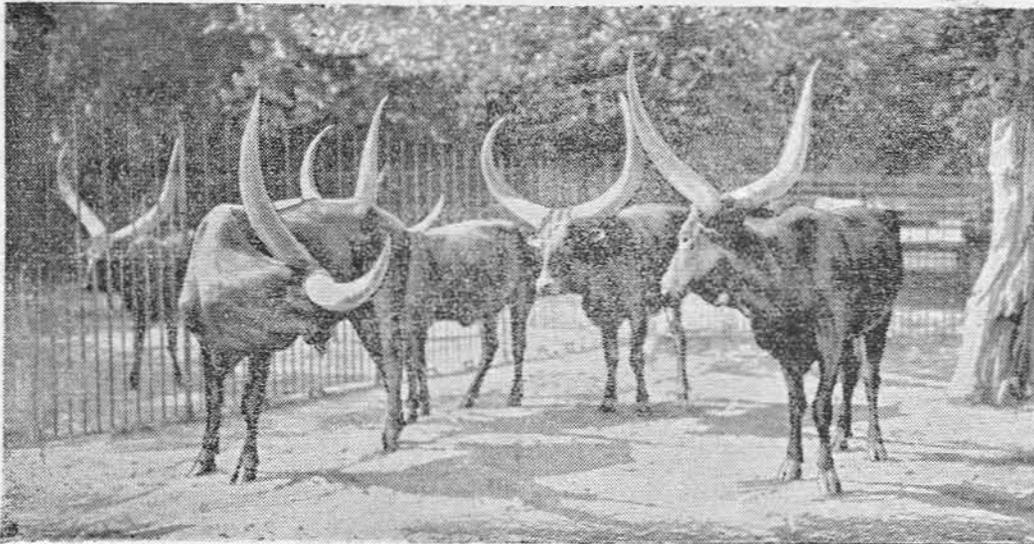
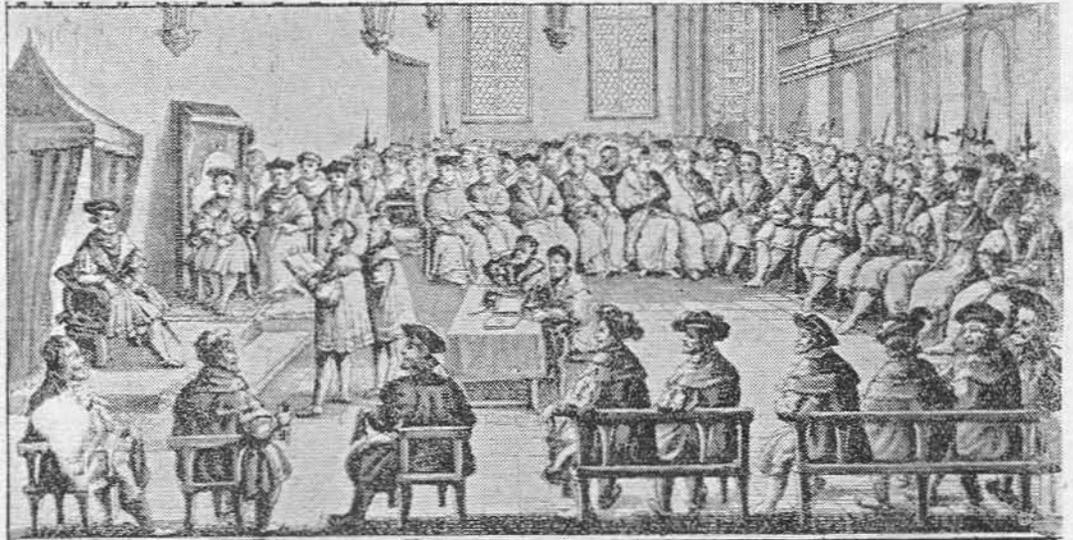


### Die Trifolore geht nieder.

Zwölf Jahre lang beherrschten die Trifolore und fremde Soldaten das Straßenbild der rheinischen Städte. Jetzt verschwinden sie endgültig. Das Rheinland ist frei. Was verbleibt, ist nur noch die Erinnerung an eine Zeit, die voller Demütigungen und Willkürakte die schwerste der deutschen Nachkriegsgeschichte war.

### Vor vierhundert Jahren. Verlesung der Konfession auf dem Reichstag zu Augsburg.

Der 25. Juni 1530 war ein Markstein in der Geschichte des Protestantismus. An diesem Tage wurde vor Kaiser Karl V. auf dem Reichstag zu Augsburg durch die beiden sächsischen Kanzler Brück u. Beyer die Konfession verlesen, das Glaubensbekenntnis jener deutschen Länder und Städte, die sich auf den Boden der Reformation gestellt hatten. Unser Bild zeigt die Verlesung der Konfession nach einem zeitgenössischen Stich.



### Zum ersten Mal sicht man sie in Europa.

Eine Gruppe von Watussi-Kindern, die dieser Tage im Leipziger Zoo eingetroffen ist. Das Watussi-Rind ist das größte hörnertragende Tier und war bisher in den europäischen Zoologischen Gärten noch nicht vertreten. Es stammt aus Innerafrika.